

# **Theodizee und Skeptizismus. Einige Betrachtungen zu Franz Kafkas »Der Proceß«**

**v o n D i r k W.**

## *1. Einführung*

Wir haben es bereits vernommen: Jeder liebt Kafka. Dem, der da noch seine eigenen heimlichen und unausgesprochenen Zweifel hatte, wurde beteuert: Jeder. Denn in keinem Literaturkanon darf er fehlen und eine deutschsprachige Intelligenzbestie, die ihn nicht gelesen hat, ist undenkbar. Es ist daher wohl auch nicht zuviel gesagt, wenn man Kafkas Werk einen klassischen und obligatorischen Stellenwert in der germanistischen Literatur einräumt. Aber warum? Woher rührt die ungeheure Popularität dieses Autors, dessen „Kritzeleien“ und „Stücke“, wie er selbst en gros seine zum Teil fragmentarischen Erzählungen und Romane nannte, posthum und gegen den letzten Willen des Verfassers herausgegeben wurden? Woher stammt das andauernde Interesse an seiner beklemmenden, surrealistischen Erzählwelt, die, eingebettet in Bilder, Symbole, Rätsel, Fabeln, Parabeln und Paradoxien, sich kohärenten Deutungsversuchen nachdrücklich querstellt und verweigert? Anders ausgedrückt: Jeder liebt ihn und jeder, der sich die Mühe macht ihn zu verstehen (und das sind sicherlich weniger viele), deutet ihn anders. Diese Divergenz ist zwar in den hermeneutischen Wissenschaften kein unbekanntes und ungewöhnliches, eher ein allgegenwärtiges und grundsätzliches Phänomen, aber bei Kafka-Interpretationen aus naheliegenden Gründen besonders ausgeprägt. Überdies stellt man eine aus der Notdurft und Unzulänglichkeit der eigenen Ideen geborene, unverkennbare Neigung fest, die Biographie dort heranzuziehen, wo sich das Werk dem Zugang verschließt. Wie untauglich und unangebracht dieses Vorgehen sein kann, wie unbrauchbar und verfehlt bisweilen die Ergebnisse sind, die auf diesem Wege zustande kommen, zeigt sehr deutlich das Beispiel Kafkas. Aus Mangel an Kommentaren und Hinweisen des Autors, wie denn nun sein Roman oder seine Erzählung zu verstehen sei (als ob er es nötig hätte, auch diese Arbeit noch zu leisten!), versteift man sich auf die Fakten und das einzig Faktische, dessen man habhaft werden kann, ist die Biographie. Von der Biographie und den Tagebüchern schließt man dann – nicht ohne die spekulative Beihilfe der Psychologie, die aus diesen erbärmlichen Fakten, noch einige artige, objektive Erkenntnisse hervorzuzaubern weiß – auf das Seelenleben des Autors. Nachdem der arme Mensch nun auf ein oder zwei innere Konflikte, auf seine Leiden, Gewohnheiten und Neigungen und auf seine dominanten Motive reduziert worden ist, steht dem Verstehen seiner „Kritzeleien“ nichts mehr im Wege, denn diese können ja nichts weiter als der verklausulierte Ausdruck dieser verborgenen und verdrängten Willensregungen sein. Die Deutung ist schließlich gelungen, wenn die Einheit und der Zusammenhang von Text und biographischem Kontext hergestellt ist. So einfach ist das. Wünscht man sich angesichts dessen nicht mehr textimmanente Interpretationen und möchte man nicht auch dem Autor ohne weiteres mehr Genialität, mehr Komplexität, mehr Vielfalt und Tiefe seiner – prinzipiell unzugänglichen – Gedankenwelt zugestehen? Außerdem gehört zu einer gehaltvollen Deutung mehr, als die Feststellung, daß es um Macht, Abhängigkeit und das Streben nach Freiheit geht oder um die Verwandlung und den Übergang von einem Zustand in den anderen, denn, daß dies bei Kafka immer wiederkehrende Variationen eines Themas sind, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es im Einzelfall ganz und gar nichts enträtselt.

## 2. Was hat es zu bedeuten?

Bereits der Titel des Buches, welches es zu besprechen gilt, erweist sich als amphibolisch und homonym. Denn er kann entweder konkret den Rechtsstreit und die Gerichtsverhandlung, oder allgemein einen Vorgang und eine Entwicklung meinen, und, obwohl er im Roman gemeinsam mit vielen weiteren juristischen Termini gebraucht wird (Schuld, Gesetz, Gericht, Anklage, Urteil usw.), muß die juristische Bedeutung nicht durchaus die zwingendere sein. Vielmehr ist dieser auffällige, vordergründige, der Jurisprudenz entliehene Jargon der Mantel und die Verkleidung dessen, was eigentlich gemeint ist, und all diese Begriffe sind nichts als Stellvertreter. Ein Indiz, das dafür spricht, ist, daß Josef K., um dessen Schicksal es hier geht, etwas, das einer Verhandlung gleichkommt und einem ordentlichen Gericht ansatzweise ähnelt, gar nicht teilhaftig wird. Es wird lediglich davon geredet, es werden Andeutungen gemacht, es wird spekuliert und gemutmaßt. Aber: wer das wörtlich versteht, der dümpelt nur an der Oberfläche des kafkaesken Gleichnisses, ohne es anzukratzen, geschweige denn zu ergründen. Manch einer deutet dann den »Proceß« als Kritik an der Willkürherrschaft, an reaktionären, despotischen und totalitären Systemen, in deren exekutiven Mühlen der Mensch grundlos und schuldlos verhaftet, verhört, zermürbt, verurteilt und schließlich ermordet wird. Ein anderer versteht, indem er denselben Fehler begeht, den Roman als Abrechnung mit einer seelenlosen Ordnung, einem blinden, unbeirraren Automatismus und einer verselbständigten, unüberschaubaren Bürokratie, die den vereinsamten und auf sich allein gestellten Menschen verschlingen, demütigen, sich selbst entfremden und am Ende zugrunde richten. Dem nicht genug, wollen die einen darin den autoritären Charakter von Kafkas Vater, die anderen den fatalen Kapitalismus des frühen 20. Jahrhunderts wiedererkennen. Diese Auslegungen haben gewiß ihre Berechtigung und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß eines, wie das andere bei Kafka anklingt, allerdings lassen sie sich immer und überall, egal um welche seiner Erzählungen es sich handelt, anführen, und dadurch, daß man diese banalen und abgeschmackten Sentenzen immerfort wiederkaut und abschreibt, werden sie auch nicht wahrer. Davon abgesehen gibt es noch diejenigen, die es noch nicht einmal zu einem derart bescheidenen Ansatz einer Deutung bringen, die sich mit der verwirrenden und düsteren Stimmung, mit der traumhaften und beklemmenden Atmosphäre und mit der klaren und plastischen Sprache des Buches begnügen. Spätestens hier scheidet sich dann die Liebe, die jeder für Kafka übrig hat, in gedankenlosen Genuß und den Willen die Herausforderung des Textes anzunehmen. Nehmen wir diese Herausforderung an! Stellen wir die Frage: Was hat es zu bedeuten? Was hat es zu bedeuten, daß Josef K. verhaftet wird und trotzdem frei und uneingeschränkt gehen kann, wohin er will? Was hat es zu bedeuten, daß er nicht in Erfahrung bringen kann und von niemandem erklärt bekommt, weswegen und von wem er angeklagt ist? Was hat es zu bedeuten, daß das Gericht einerseits eine große Organisation ist, von der es heißt: sie ist unendlich und überall, und andererseits läßt es sich nicht greifen, nicht ausmachen und nicht bestimmen, ob es ein schlechter Scherz oder eine wirkliche Bedrohung ist? Was hat es zu bedeuten, daß es höhere Instanzen dieses Gerichtes, hohe Richter und große Advokaten gibt, die für alle unerreichbar sich dem allgemeinen Einfluß gänzlich entziehen und über die anscheinend niemand etwas genaueres weiß – außer, daß sie existieren? Was hat es zu bedeuten, daß jede Handlung, die Josef K. aufgrund von logischen und vernünftigen Überlegungen für notwendig hält, sich als prinzipiell sinnlos oder nachteilig für ihn erweist, und umgekehrt die absurdesten Methoden als erfolversprechend gelten? Was hat es zu bedeuten, daß K. eine totale Selbstrechtfertigung verfassen will, um damit die ungewisse Schuld auszuräumen, und von der Unmöglichkeit dieses Unternehmens erdrückt wird? Und: Was hat es zu bedeuten, daß es für den Mann vom Land quasi einen Privateingang zum Gesetz gibt? Mit diesen Fragen beginnt der »metaphysische« Teil des Lesens, wo es gilt, »hinter« den Text zu schauen, »über« ihn hinaus zu gehen und zu »ergründen«, was das Wörtliche und die Bilder, der Schein und die Schatten »an sich« meinen – meinen könnten.

### 3. Hiob

Viele Interpreten vergessen oder übersehen einen biographischen Fakt, der zwar marginal und unwesentlich erscheinen mag, es aber durchaus nicht ist: Kafkas Berührung mit zionistischen Strömungen und gelegentliche Beschäftigung mit theosophischen Anschauungen. Wenn es auch zuviel wäre, zu behaupten, er sei religiös gewesen, so kann man doch ein nüchternes und in der Auseinandersetzung mit seiner verschütteten jüdischen Identität verbundenes Interesse an alttestamentarischen, gnostischen und hermetischen Fragen nicht leugnen. Trotzdem mag es den einen oder anderen nicht wenig verwundern, wie vielfältig und tiefgreifend die Parallelen zum Theologischen sind und wie leicht es gelingt, den »Proceß« aus einer derartigen Perspektive zu deuten. Aber selbst derjenige, der sich nur laienhaft mit diesen Themen auskennt (wie ich zum Beispiel), dem wird nicht entgehen, daß die Geschichte des Josef K. an das Schicksal einer biblischen Gestalt erinnert, die – ebenso wie er – unschuldig und grundlos das Opfer einer Macht wird, die sich nicht rechtfertigt. Die Rede ist von Hiob. Da mag die Ähnlichkeit des hebräischen Namens, der auch mit Ijob oder Job übersetzt wird, mit dem Vornamen, den Kafka seiner Hauptperson gibt, noch als zufällig oder weit hergeholt gelten, die etymologische Korrespondenz spricht dafür eine um so deutlichere Sprache. Denn es sind eben jene juristischen Termini, deren sich »Der Proceß« so zahlreich bedient, die hier, an der besagten alttestamentarischen Stelle, wieder auftauchen, als da wären: das Böse, die Schuld, die Unschuld, das Recht, das Gesetz, das Urteil, das Gericht, der Richter und der Anwalt. Bevor man fortfährt und sich ins Detail vertieft, soll eine zerstückelte Rezitation des 9ten Kapitels aus dem »Buch Hiob« den Zusammenhang und die Entsprechungen veranschaulichen und erhärten. Hiob sagt:

Kein Mensch kann *Recht* behalten gegen Gott!  
Bekäm er Lust mit Gott zu *prozessieren*,  
so würde der ihm tausend Fragen stellen,  
auf die er auch nicht eine Antwort weiß.  
[...]  
Er ist's, der Wunder tut, unzählbar viele,  
so groß, daß wir sie nicht verstehen können.  
Gott geht an mir vorbei – ich seh ihn nicht,  
ich merke nicht, wie er vorübergeht.  
[...]  
Ich bin *im Recht* und darf mein *Recht* nicht fordern!  
Soll ich ihn etwa noch um Gnade bitten,  
ihn, der *das Urteil* schon beschlossen hat?  
Selbst wenn er sich *dem Rechtsverfahren* stellte –  
daß er mich hören würde, glaub ich nicht.  
Er sendet seinen Sturm und wirft mich nieder,  
ganz *ohne Grund* schlägt er mir viele Wunden.  
[...]  
Zieh ich ihn vor *Gericht*? Wer lädt ihn vor?  
Ich bin *im Recht*, ich habe *keine Schuld*,  
doch was ich sage, muß mich schuldig sprechen.  
Mir ist jetzt alles gleich, drum sprech ich's aus,  
selbst wenn ich meinen Kopf dafür riskiere:  
Daß ich *im Recht* bin, hilft mir nichts bei ihm;  
Ob *schuldig* oder nicht – er bringt mich um!  
[...]  
Ich weiß es ja, Gott *spricht* mich doch nicht *frei*.  
Er will mich unbedingt für *schuldig* halten.  
Was hilft es, meine *Unschuld* zu beweisen?  
[...]  
In meinem Fall geht Macht vor *Recht*!<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Die Bibel in heutigem Deutsch. Deutsche Bibelgesellschaft: Stuttgart 1982, Hiob 9

Das spricht für sich, das braucht nicht großartig kommentiert zu werden, das ist selbst schon Deutung. Denn wer erkennt hier nicht in jeder Zeile den »Proceß« und seine Themen wieder? Im Gegensatz zu Kafkas Vision und Fiktion besteht an dieser Stelle kein Zweifel darüber, wer gemeint ist, wer der Ankläger ist, der den Unschuldigen unbedingt für schuldig hält, und wer der Richter, der das Urteil bereits beschlossen hat. Doch auch hier bleibt die Anklage geheim, das Gericht verborgen, der Richter unerreichbar und unsichtbar: Gott rechtfertigt sich nicht und sein Wissen und das Ausmaß des göttlichen Planes müssen die Einsicht und den Verstand des Menschen übersteigen.

Gott ist so groß, daß wir ihn nicht begreifen,  
und seiner Jahre Zahl ist unergründbar.<sup>2</sup>

Da haben wir das Paradox des Gerichtes im Roman: die große, allgegenwärtige Organisation und ihre gleichzeitige Immaterialität und Unerkennbarkeit. Das bedeutet – übertragen und zugespitzt: im »Proceß« werden Pantheismus und Atheismus vermischt. Gott ist überall und nirgends. Wobei die Verneinung der Existenz Gottes (bzw. die Möglichkeit sie zu leugnen) hier auf der Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens beruht. Die Perspektive der prinzipiellen Unwissenheit und die skeptische Position ist in beiden Fällen identisch: ob es tatsächlich eine Anklage gibt, bleibt ungeklärt; nur die Folgen, die das Gericht bzw. der eine Gott zeitigt, lassen darauf schließen. Weder das Gericht, noch der göttliche Wille geben sich zu erkennen oder legen Rechenschaft ab – allein die Äußerung der Macht deutet auf sie hin. Aber nicht nur die Unwissenheit haben Josef K. und Hiob gemeinsam, sondern auch den Mut, die Ungerechtigkeit nicht hinzunehmen, sie zu hinterfragen und die Stimme zu erheben, um ihrerseits Mißstand und Irrtum – denn was kann es anderes sein? – anzuklagen, was, wie sich zeigt, weder der Sache des einen, noch der des anderen förderlich ist – im Gegenteil. Die Beteuerung der Unschuld führt jeweils lediglich zur Verschlimmerung der Lage, da sie als charakteristisches und stereotypisches Verhalten des Schuldigen aufgefaßt wird: »Ich bin aber nicht schuldig«, sagte K. »Es ist ein Irrtum. [...]« »Das ist richtig«, sagte der Geistliche, »aber so pflegen die Schuldigen zu reden.«<sup>3</sup> Und zu Hiob sagt, was angeblich sein Freund sein will:

Es ist die Schuld, die dich so reden läßt,  
auch wenn du sie mit schlaunen Worten leugnest.  
Dein eigener Mund verurteilt dich, nicht ich;  
du selbst belastest dich mit jedem Wort.<sup>4</sup>

Die Rede Hiobs mag wiederum Aufschluß geben über die zum Ende hin unaufhaltsam voranschreitende Ermattung K.'s und die unerklärliche Ergebnislosigkeit und Widerstandslosigkeit gegenüber seinen Scharfrichtern:

Mir wär es lieber, wenn du mich erwürgtest;  
Der Tod ist besser als ein solches Leben!  
Ich bin es satt, ich mag nicht weiter kämpfen.  
Mein ganzes Leben ist doch ohne Sinn.<sup>5</sup>

Vielleicht erkennt man in diesen Worten auch bereits den Pessimismus, den tendenziellen Nihilismus und die immanente Sinn- und Hoffnungslosigkeit wieder, die zur Beschreibung der Stimmung und der Haltung des Romans gern herangezogen werden, vielleicht sogar den Suizidgedanken, der im »Prozeß« zweifach thematisiert wird.

---

<sup>2</sup> Hiob 36, 26

<sup>3</sup> Franz Kafka: Der Proceß. Roman, in der Fassung der Handschrift. 8. Auflage. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt am Main 1994, S. 223

<sup>4</sup> Hiob 15, 4

<sup>5</sup> Hiob 7, 15-16

#### 4. Theodizee

»In meinem Fall geht Macht vor Recht«, sagt Hiob (siehe oben) und ebenso könnten es die Worte des Josef K. sein. Auch muß dieser Vorwurf unweigerlich an die Passage im »Proceß« erinnern, in der – zwar symbolisch chiffriert, aber doch recht deutlich – die verhängnisvolle Verbindung von Macht und Recht zur Sprache kommt. Gemeint ist der Besuch bei dem Maler Titorelli, bei dessen Gelegenheit K. auf dem Portrait eines Richters eine schemenhafte Figur entdeckt, die sich auf seine Nachfrage hin als Darstellung eines Hybridwesens aus Justitia und Victoria herausstellt, in seinen Augen aber große Ähnlichkeit mit der Göttin Diana gewinnt:

»Es ist die Gerechtigkeit«, sagte der Maler schließlich. »Jetzt erkenne ich sie schon«, sagte K., »hier ist die Binde um die Augen und hier ist die Wage. Aber sind nicht an den Fersen Flügel und befindet sie sich nicht im Lauf?« »Ja«, sagte der Maler, »ich mußte es über Auftrag so malen, es ist eigentlich die Gerechtigkeit und die Siegesgöttin in einem.« »Das ist keine gute Verbindung«, sagte K. lächelnd, »die Gerechtigkeit muß ruhen, sonst schwankt die Wage und es ist kein gerechtes Urteil möglich.« [...] Um die Figur der Gerechtigkeit aber blieb es bis auf eine unmerkliche Tönung hell, in dieser Helligkeit schien die Figur besonders vorzudringen, sie erinnerte kaum mehr an die Göttin der Gerechtigkeit, aber auch nicht an die des Sieges, sie sah jetzt vielmehr vollkommen wie die Göttin der Jagd aus.<sup>6</sup>

Apropos Jagd! Was hier anklingt und nachhallt, abermals kann man darin die Klage Hiobs erkennen, mit der er sich an den schweigenden Gott wendet:

Gelingt mir etwas und ich fühle Stolz,  
so machst du wie ein Löwe Jagd auf mich  
und ängstigst mich mit deiner Übermacht.<sup>7</sup>

Er beklagt das Unglück, das ihm widerfahren ist, trotzdem er stets rechtschaffen war und sich vor Gott und den Menschen nichts hat zu schulden kommen lassen. Er fragt: Warum verfolgst du mich? Warum muß ich leiden? Weil er darauf keine Antwort finden kann, muß ihm sein Dasein sinnlos erscheinen. Die Frage läßt ihn nicht mehr los, sie quält ihn Tag und Nacht und er gerät darüber in Zweifel zu Gott, an dessen Güte und Gerechtigkeit er bislang geglaubt hat. Wie läßt sich ein gütiger und gerechter Gott rechtfertigen angesichts der Existenz von Leid und Elend in der Welt (vor allem solches, das nicht vom Menschen selbst verursacht ist, also z. B. Krankheiten und Naturkatastrophen)? Wie läßt sich der Glaube an das göttliche Gesetz (die Zehn Gebote) und dessen Beobachtung damit vereinbaren, daß der Gesetzgeber, wenn es um die Verteilung von Glück und Unglück geht, offenbar selbst nicht zwischen Gut und Böse, zwischen Ehre und Schuld unterscheidet, sondern beides scheinbar ganz willkürlich und zufällig in der Welt verteilt, so daß der »Menschensohn« von seinem »Vater im Himmel« sagt:

Denn er läßt die Sonne scheinen auf böse wie auf gute Menschen,  
und er läßt es regnen auf alle, ob sie ihn ehren oder verachten.<sup>8</sup>

Warum läßt dieser Gott es zu, daß unschuldige Menschen sterben? Warum hat er, wenn er tatsächlich so mächtig ist, wie man behauptet, die Zerstörung Jerusalems durch das römische Imperium, die Verfolgung der Juden im Mittelalter und den Holocaust zugelassen? Warum hat er 1755 das große Erdbeben in Lissabon zugelassen? Warum hat er den feigen Anschlag auf das World Trade Centre in New York und das Pentagon in Washington D.C. zugelassen? Warum läßt er es zu, daß jeden Tag zigtausend Kinder – von allen die Unschuldigensten – verhungern müssen; sind sie sein Manna nicht wert?

---

<sup>6</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 153f. Anmerkung: Der Text behält die eigentümliche Orthographie Kafkas bei. Hier ist also beim Zitieren durchaus kein Fehler unterlaufen: es heißt tatsächlich »Wage« anstatt »Waage«.

<sup>7</sup> Hiob 10, 16

<sup>8</sup> Matthäus 5, 45

Das sind die bis dato nicht ausgeräumten Probleme und die immer wieder gestellten Fragen, die eine Theodizee (gr. theos: Gott; dike: Recht) lösen und beantworten muß. Der Begriff selbst stammt von Leibniz (1646-1716), der einen solchen Versuch unternommen hat, und bedeutet soviel wie Rechtfertigung Gottes, hingegen die Problematik wurde schon von Epikur (341-270 v. Chr.) erkannt und präzise auf den Punkt gebracht:

Entweder will Gott die Übel beseitigen, aber er kann nicht:  
dann ist er schwach, was auf Gott nicht zutrifft,  
oder er kann, aber er will nicht:  
dann ist er mißgünstig, was Gott fremd ist,  
oder er will nicht und kann nicht:  
dann ist er sowohl schwach, als auch mißgünstig, also nicht Gott,  
oder er will und kann, was allein sich für Gott ziemt:  
woher kommen dann die Übel und warum nimmt er sie nicht weg?

Einem Atheisten wird es nicht schwer fallen die letztere Frage zu beantworten und das ganze Problem quasi in nichts aufzulösen – wie das Schwert Alexander des Großen den gordischen Knoten. Ja, er wird sich dieser oder einer ähnlichen Argumentation bedienen, um die Existenz Gottes zu negieren und zu widerlegen, wie Georg Büchner in seinem Drama »Dantons Tod«:

Schafft das Unvollkommne weg, dann allein könnt ihr Gott demonstrieren; Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz; nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. Merke dir es, Anaxagoras: warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß durch die Schöpfung von oben bis unten.<sup>9</sup>

Aber das auf Kafka zu übertragen, um nach dem kleinen Exkurs wieder auf ihn zu sprechen zu kommen, bleibt eine schwierige Aufgabe, da sich im »Proceß« das Verhältnis umkehrt: desto mehr K. leidet, desto ernster er die unergründbare Schuld nimmt und desto mehr er sich in die Angelegenheit verwickelt, um so größer scheint auch das Gericht und seine Macht zu werden und um so geringer K.'s Kraft sich ihm zu entziehen. Während K. anfangs von diesem Gericht niemals etwas gehört haben will, steigert sich im weiteren dessen Gegenwart bis zu dem Punkt, an dem es heißt: »Es gehört ja alles zum Gericht.«<sup>10</sup> Dabei drängt sich natürlich die Frage auf: Wie konnte ihm dreißig Jahre lang die Existenz einer derart omnipräsenten Institution entgehen? Von Atheismus kann also gar nicht die Rede sein, außer in erkenntnistheoretischer Hinsicht, denn trotz dieser Steigerung bis zum Absoluten bleibt das Gericht weiterhin unsichtbar, unüberschaubar und für den Lebenden unerreichbar. Wenn man den »Proceß« also konsequent auf die Art interpretiert, daß man Figuren und Geschehnisse als Symbole für theologische Themen ansieht, dann ist die Frage, die sich am dringlichsten der Theodizee stellt: Wie läßt sich etwas rechtfertigen, daß in der Welt, in der Realität, in der Erfahrung überhaupt nicht vorkommt? Wie läßt sich an das Dasein von etwas glauben, daß nur in Legenden und Überlieferungen existiert? Man braucht nicht leiden, um sich das zu fragen – es ist die Glaubensfrage schlechthin. Es sind – korrespondierend dazu – auch eher Passivität und Gleichgültigkeit, die das Gericht kennzeichnen, und nicht Mißgunst. Darüber hinaus finden sich weitere Indizien, daß die Theodizee im »Proceß« explizit thematisiert wird. Bereits im ersten Kapitel fordert K. von seinen Bewachern sich zu legitimieren, was miteinschließt den Grund seiner Verhaftung zu erfahren. Weil dies unterbleibt, wird er – ähnlich wie Hiob – selbst zum Ankläger und kritisiert das Verfahren gegen ihn als sinnlos.<sup>11</sup> Schließlich ist die Formel »Macht = Recht«, die mit dem Problem der Theodizee und dem des Fatalismus einhergeht, anscheinend Gegenstand so gut wie jeder Passage des »Proceß«-Romans.

<sup>9</sup> Georg Büchner: Dichtungen. Verlag Philipp Reclam jun.: Leipzig 1976, S. 52. Anmerkung: Spinoza und Anaxagoras sind Philosophen. Der Name des letzteren wird hier ironisch als Anrede gebraucht.

<sup>10</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 158

<sup>11</sup> vgl. Franz Kafka: Der Proceß. S. 56

## 5. Freiheit, Entfremdung und Sinnverlust

Durch die Frage, ob die Entscheidungsfreiheit des Menschen, mithin seine Verantwortung und Selbstbestimmung noch möglich wären, wenn Gott beständig in die Welt eingreifen würde, um die Übel zu mildern und Gerechtigkeit zu erwirken, erleidet das Problem der Theodizee eine fundamentale Restriktion. Anstatt Schuld und Verantwortung abzuwälzen, indem man Gott die Macht und die Fähigkeit zuschreibt, das Leid und das Böse zu tilgen, und ihm die Unterlassung zum Vorwurf macht, läßt sich die Nichteinmischung und die zufällige und gleichmäßige Verteilung von Glück und Unglück auch als Bedingung der menschlichen Freiheit verstehen und das Gute und das Böse als vom Menschen verursacht, der die Wahl zwischen beidem hat. Aber, wenn man von Freiheit, von Schuld und vom Bösen redet, sei es nun entweder in Bezug auf die Theodizee oder im Zusammenhang mit Kafkas »Proceß«, dann kommt man nicht umhin, einen anderen alttestamentarischen Mythos zu berücksichtigen, von dem in der »Genesis« die Rede ist: den sogenannten »Sündenfall« und die Vertreibung des Menschen aus dem »Paradies«, worauf sich allein die christliche Ideologie mit dem Begriff der »Ersünde« bezieht. Die Symbole dieses Mythos bilden bei Kafka den Rahmen für seine Erzählung; wobei man auch erwähnen sollte, daß die Kapitel »Verhaftung« und »Ende« in einem Zug und vor dem Rest entstanden sind.<sup>12</sup> Im ersten Kapitel begegnet dem Leser der Apfel, der zum Symbol der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntnis geworden ist:

Er warf sich auf sein Bett und nahm vom Nachttisch einen schönen Apfel, den er sich gestern Abend für das Frühstück vorbereitet hatte. Jetzt war er sein einziges Frühstück und jedenfalls, wie er sich beim ersten großen Bissen versicherte, viel besser, als das Frühstück aus dem schmutzigen Nachtkafe gewesen wäre, das er durch die Gnade der Wächter hätte bekommen können.<sup>13</sup>

Der Mensch ißt also von der Frucht, von der zu essen ihm verboten war – und was sind die Folgen? Ihm gehen die Augen auf, er erlangt Selbstbewußtsein, sein Gewissen erwacht; weil er etwas Verbotenes getan hat, fühlt er sich schuldig, und, da er nackt ist, empfindet er Scham. Das wird im letzten Kapitel des »Proceß«-Romans aufgegriffen, in dem K., nachdem er von seinen stummen Henkern halb entblößt wurde, erstochen wird:

»Wie ein Hund!« sagte er, es war, als sollte die Scham ihn überleben.<sup>14</sup>

Die letzten Worte des Josef K., der letzte Satz des Buches – wer mag angesichts dessen noch an einen Zufall glauben? Aber unterlassen wir Rhetorik, wo bereits Religion im Spiel ist, und erlauben jedem, sich seine eigene Meinung zu bilden – zumal diese Analogien noch weitestgehend unbedeutsam sind. In Hinblick auf Scham, Schuld und Sünde und auf das christlich-orthodoxe Sakrament der Beichte, könnte eine andere Textstelle von größerem Interesse sein, nämlich jene, in der Leni ihre Ansicht, ihre Version und ihren Rat kundgibt – einen von vielen, die K. im Laufe der Zeit von verschiedenen Personen bekommt:

»Fragen Sie bitte nicht [...], gegen dieses Gericht kann man sich ja nicht wehren, man muß das Geständnis machen. Machen Sie doch bei nächster Gelegenheit das Geständnis. Erst dann ist die Möglichkeit zu entschlüpfen gegeben, erst dann. [...]«<sup>15</sup>

Aber auch das ist nebensächlich, eine Kleinigkeit, ein Indiz, nichts weiter. Zuerst müssen die zentralen Begriffe wie »Proceß«, »Gericht«, »Urteil« und das Paradox der »Verhaftung« übertragen, erläutert und gedeutet werden.

---

<sup>12</sup> vgl. Nachbemerkung von Malcolm Pasley. In: Franz Kafka: Der Proceß. S. 282

<sup>13</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 16. Anmerkung: Der Text behält die eigentümliche Orthographie Kafkas bei. Hier ist also beim Zitieren durchaus kein Fehler unterlaufen: es heißt tatsächlich »Nachtkafe« anstatt »Nachtkafé«.

<sup>14</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 241

<sup>15</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 113f.

Man kehre zu diesem Zwecke noch einmal zurück zu eben jenem Mythos in der »Genesis«, der auf der vorigen Seite bereits Erwähnung gefunden hat. Auch hier handelt die Erzählung, ähnlich wie beim »Proceß« das erste Kapitel, von einem scheinbar paradoxen Ereignis, das zugleich einen Verlust und einen Gewinn bedeutet: der Mensch verliert das Asyl im »Garten Eden«, aber er gewinnt die Freiheit.

In der Mitte des Gartens wuchsen zwei besondere Bäume: ein Baum, dessen Früchte unvergängliches Leben schenken, und einer, dessen Früchte ein Wissen geben, das von Gott unabhängig macht.<sup>16</sup>

Von der Frucht des letzteren Baumes behauptet die Schlange – offenbar ohne zu lügen:

»[...] Aber Gott weiß: Sobald ihr davon eßt, werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet wie Gott sein, wissend was gut und schlecht ist. Dann werdet ihr euer Leben selbst in die Hand nehmen können.«<sup>17</sup>

Und so heißt es, nachdem das Unvermeidbare geschehen ist:

Dann vertrieb er [Gott] den Menschen aus dem Garten Eden. Denn er dachte: »Nun ist der Mensch wie einer von uns geworden, und alles Wissen steht ihm offen. Es darf nicht sein, daß er auch noch vom Baum des Lebens ißt. Sonst wird er ewig leben! [...]«<sup>18</sup>

Die Verhaftung des Josef K. zeugt von derselben Ambivalenz: Er wird verhaftet und verliert seine »Unschuld«, seine Unwissenheit, sein unbehelligtes Dasein, aber er bleibt frei. Selbst diese Freiheit ist ambivalent: »Der Mensch ist«, wie Sartre sagt, »verurteilt frei zu sein.« Auch ist in dem Zusammenhang die Erkenntnis des Guten und des Bösen nicht unwesentlich, selbst wenn sich sukzessiv herausstellt, daß sie K. nichts nützt. Die Möglichkeit, daß dem Menschen grundsätzlich alles Wissen offensteht, wird zwar immer wieder angedeutet, aber auch jedesmal erbarmungslos negiert und damit jede Hoffnung, die K. hegt. Das ist Kafkas Skeptizismus und die solipsistische Tendenz seines Romans »Der Proceß«. Das geht so weit, daß nicht nur jede Form einer objektiven Erkenntnis geleugnet wird, sondern auch jeder intersubjektiver Erfahrungsabgleich: entweder widersprechen sich die Aussagen oder sie sind vieldeutig, bedeutungs- und gehaltlos. Dabei werden logische Kategorien wie »wahr« und »falsch« und ethische Kategorien wie »gut« und »böse« ständig verdreht. Über die Welt reden wird zum metaphysischen Akt. Der Advokat, der Maler Titorelli, der Gefängniskaplan und die niederen Gerichtsbeamten – sie sind nichts als Scharlatane, die vorgeben etwas zu wissen und die von Dingen reden, die ihre eigene Erfahrung übersteigen. Sie brüten über Gesetzen, die keiner kennt, sie verfassen Eingaben, die keiner versteht, und sie skizzieren Auswege, die keinen Sinn ergeben. Selbst ein Insider, wie Titorelli, spricht vom Gesetz, wie der Blinde von der Farbe. Vermittelt durch die eingeschränkte, hilflose Perspektive des personalen Erzählers, begibt man sich als Leser in eine hermetisch abgeschlossene, solipsistische Mauernische, einen idealistischen Kerker und ein skeptizistisches Labyrinth, aus dem es kein Entkommen gibt, da jede Erkenntnis prinzipiell unmöglich ist. Eine Rechtfertigung moralischer Werte und eine Begründung des Daseins kann der Mensch nur noch durch und in sich selbst finden. Das drückt sich schlußendlich auch in dem Gleichnis »Vor dem Gesetz« aus, das die Thematik des Romans »Das Schloß« vorwegnimmt und mit dem »Sündenfall« eines gemeinsam hat: beide handeln von der Entfremdung des Menschen von Gott. Nicht umsonst gibt es auch vor dem »Paradies«, aus dem der Mensch vertrieben wurde, Türhüter:

Den Eingang des Gartens ließ Gott durch die Keruben und das flammende Schwert bewachen. Kein Mensch sollte zum Baum des Lebens gelangen.<sup>19</sup>

---

<sup>16</sup> Genesis 2, 8-9

<sup>17</sup> Genesis 3, 5

<sup>18</sup> Genesis 3, 22-23

<sup>19</sup> Genesis 3, 24



Die »Verhaftung« repräsentiert also – und man verstehe dieses »also« vornehmlich so, daß es nur beansprucht, das bisher Gesagte zu rekapitulieren und das Lose zusammen zu fassen, damit auch dem rastlosen, dem flüchtigen Leser die diffizilen Behauptungen und die kleinen Details nicht entgehen, die auf Größeres aus sind und deren Zusammenhang man leicht aus den Augen verlieren kann – sie repräsentiert also einen erkenntnistheoretisch bedenklichen Solipsismus, eine zwiespältige Freiheit und einen alttestamentarischen Mythos. Mit dem letzteren gehen dann wiederum Assoziationen und Konnotationen einher, die auf das Heraus-treten des Menschen aus der Natur, die auf das Wachsen der Erkenntnis, auf das »Aufgehen« des Bewußtseins, auf die Entfaltung von Verantwortung für Handlung und Leben und auf den Verlust einer Unschuld, die nur Tieren und Pflanzen zukommt, referieren. Aber damit sind die Bedeutungen der »Verhaftung« noch nicht erschöpft. Sie ist außerdem die Inszenierung der Geburt; wer das erste Kapitel aufmerksam gelesen hat, ruft sich ins Gedächtnis, daß der Tag, an dem man Josef K. verhaftet, zugleich sein dreißigster Geburtstag ist. Was sich dahinter verbirgt, ist ein nicht wenig skurriler Gedanke, der dem »hermetischen Eingeschlossenein« eine ganz neue Bedeutung gibt: das Leben selbst wird dadurch zur »Haft« und die äußeren Grenzen dieser Gefangenschaft, die massiven Mauern dieses Gefängnisses heißen Geburt und Tod. Aber, um sich zu vergewissern, daß dieser Gedanke – so skurril und befremdend er vielleicht auch erscheinen mag – durchaus nicht unbeansprucht ist, braucht man lediglich auf den bereits mehrfach erwähnten und zum Zitat herangezogenen Hiob zurückzugreifen:

Warum gibt Gott den Menschen Licht und Leben,  
ein Leben voller Bitterkeit und Mühe?  
Sie warten auf den Tod, doch der bleibt aus.  
Sie suchen ihn viel mehr als alle Schätze.  
Sie freuen sich auf ihren letzten Hügel  
und jubeln beim Gedanken an ihr Grab.  
Wohin mein Leben führt, ist mir verborgen,  
mit einem Zaun hält Gott mich eingeschlossen.<sup>20</sup>

Das erinnert noch an ein anderes Prosa-Stück von Kafka. In der Kurzgeschichte »Ein Traum«, die ebenfalls von einem Josef K. berichtet, aber nicht in den »Proceß« aufgenommen wurde, wird das Lebendig-Begraben-Werden zum erlösenden Ereignis:

Schon von der Ferne faßte er einen frisch aufgeworfenen Grabhügel ins Auge, bei dem er Halt machen wollte. Dieser Grabhügel übte fast eine Verlockung auf ihn aus und er glaubte, gar nicht eilig genug hinkommen zu können. [...] Endlich verstand ihn K.; ihn abzubitten war keine Zeit mehr; mit allen Fingern grub er in die Erde, die fast keinen Widerstand leistete; alles schien vorbereitet; nur zum Schein war eine dünne Erdkruste aufgerichtet; gleich hinter ihr öffnete sich mit abschüssigen Wänden ein großes Loch, in das K., von einer sanften Strömung auf den Rücken gedreht, versank. Während er aber unten, den Kopf im Genick noch aufgerichtet, schon von der undurchdringlichen Tiefe aufgenommen wurde, jagte oben sein Name mit mächtigen Zieraten über den Stein.<sup>21</sup>

Dieser erträumte Tod steht natürlich im krassen Gegensatz zu dem realen, den K. am »Ende« erleidet. Aber es gibt einen anderen bemerkenswerten Zusammenhang zwischen dem letzten Kapitel des Romans und der Kurzgeschichte: so wie sich in dem einen Fall nicht ausmachen läßt, ob Josef K. die Richtung bestimmt oder seine Begleiter, die sich an ihn klammern, so läßt sich in dem anderen Fall nicht unterscheiden, ob er aus freien Stücken zum Friedhof spaziert oder der Weg ihn dorthin zieht. Untrennbar sind in beiden Fällen Vorher- und Selbstbestimmung, Schicksal und Absicht, Zwang und Freiheit, Passivität und Aktivität miteinander verwoben und das Ziel ist notwendig und zugleich zufällig gewählt.

---

<sup>20</sup> Hiob 3, 20-23

<sup>21</sup> Franz Kafka: Ein Traum. In: Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Folgt der Kritischen Ausgabe der Werke von Franz Kafka. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt am Main 1996, S. 248ff.

Zum Tod und zum »Ende« ist man angelangt – und damit zum »Urteil«. Dieses »Urteil« wird in einem Zug mit der Verbannung aus dem »Garten Eden«<sup>22</sup> über den Menschen verhängt:

»Dein Leben lang wirst du hart arbeiten müssen [...]. Viel Mühe und Schweiß wird es dich kosten. Zuletzt aber wirst du wieder zur Erde zurückkehren, von der du genommen bist. Staub von der Erde bist du, und zu Staub mußt du wieder werden.«<sup>23</sup>

Wenn man das berücksichtigt, macht es vielleicht auch mehr Sinn anstatt von »Erbünde«, von einem »Erburteil« zu sprechen, einem Erbe, das man von seinen Eltern empfängt und an seine Kinder weitergibt und das auch durch die Zahl der Erben nicht geschmälert wird, einem »Urteil«, von dem bis heute kein menschliches Wesen begnadigt und ausgenommen wurde:

»Keinen einzigen Freispruch also«, sagte K. als rede er zu sich selbst und zu seinen Hoffnungen.<sup>24</sup>

Aus diesem Kontext heraus sollte man auch den folgenden Worten von Hiob, die zu einer früheren Gelegenheit bereits angeführt wurden, eine größere Allgemeinheit beimessen:

Soll ich ihn etwa noch um Gnade bitten,  
ihn, der *das Urteil* schon beschlossen hat?  
[...]  
Daß ich *im Recht* bin, hilft mir nichts bei ihm;  
ob *schuldig* oder nicht – er bringt mich um!<sup>25</sup>

Wenn aber das »Urteil« der Tod ist, dann ist der stete und langsame Übergang das Sterben:

»Das Urteil kommt nicht mit einmal, das Verfahren geht allmählich ins Urteil über.«<sup>26</sup>

Folgerichtig muß, wenn die »Verhaftung« die Geburt und das »Urteil« den Tod symbolisiert, das Dazwischenliegende – das Verfahren selbst – als Leben gedeutet werden. Dem zu Leben, Freiheit, Ungewißheit, Bewußtsein und Sterblichkeit »verurteilten« Menschen steht eine kalte und gleichgültige Welt gegenüber, deren innere Gesetzmäßigkeit sich ihm nicht erschließt und auf seine Existenz keine Rücksicht nimmt:

»[...] Das Gericht will nichts von Dir. Es nimmt Dich auf wenn Du kommst und es entläßt Dich wenn Du gehst.«<sup>27</sup>

Daraus ergeben sich schließlich diese simplen Zuordnungen:

Proceß.....	Leben, Dasein
Verhaftung .....	Geburt
Urteil .....	Tod
Gericht.....	Welt (wobei der Übergang von Schöpfung zu Schöpfer bei Kafka fließend ist)
Gesetz.....	Gott, Naturgesetz

Zur Prävention von Mißverständnissen soll gleich hinterhergeschickt werden: Gerade diese Simplifikation verlangt nach Kritik. Natürlich reicht die Identifizierung von »Proceß« und Leben nicht aus. Der »Proceß« ist auch die Beschreibung einer Selbsterstörung, einer stetig voranschreitenden schizoiden Entwicklung, die im Glauben an eine vollkommene Befreiung, sprich: eine Erlösung, metaphysischen Fiktionen Autorität und einer absurden Schuld erst ihre Gestalt verleiht und im Versuch sich gegen sie zu verteidigen, ihre Verinnerlichung bewirkt.

<sup>22</sup> Anmerkung: »Eden« ist ein Anagramm von »Ende«. Aber das muß nichts heißen.

<sup>23</sup> Genesis 3, 17-19

<sup>24</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 162

<sup>25</sup> Hiob 9, 15 und 9, 21-22

<sup>26</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 223

<sup>27</sup> Franz Kafka: Der Proceß. S. 235